

„Jugend und Gewalt" -Probleme der Erwachsenenwelt

Eberhard Seidel-Pielen, geb. 1955 in Sommerhausen/Franken, Studium der Soziologie und Publizistik, lebt als freier Journalist und Autor in Berlin. Veröffentlichungen zu Immigrant*innenjugend, Rechtsextremismus und Jugendgewalt, zuletzt mit Klaus Farin: *Skinheads*, Verlag C. H. Beck, München 1993.

„Wir werden nicht weiter zusehen, wie das deutsche Ansehen durch barbarische Rotzlöffel in den Dreck gezogen wird." Mit markigen Worten drohte der SPD-Vorsitzende Björn Engholm auf einer Kundgebung nach den Morden in Mölln einem Teil der bundesdeutschen Jugend. Erbot über die rassistischen Ausschreitungen, lieferte er zugleich einen Steckbrief: „Die Täter haben nicht mehr Hirn im Kopf als Haare auf der kahlrasierten Glatze." Noch vor knapp drei Jahren tönte es aus Berlin ganz anders und doch zum Verwechseln ähnlich. Der damalige Generalsekretär der Berliner CDU, Klaus Landowsky: „Das kriminelle Treiben ausländischer Jugendbanden, die zunehmend die deutsche Bevölkerung terrorisieren, ist nicht mehr hinnehmbar. Viele deutsche Jugendliche meiden aus Furcht vor ausländischen Jugendbanden die Innenstadt."

Seit einigen Jahren sind Jugendliche - wieder einmal - ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. In einer konzertierten Aktion besorgter Eltern, aufgeregter Medien, hilfloser Lehrer und konzeptionsloser Politiker wird das Bild einer monströsen, schwerbewaffneten, ständig zur Gewalt bereiten Jugend gezeichnet. Immer neue Jugendszenen geraten ins Kreuzfeuer der öffentlichen Auseinandersetzung. Eine Zeitlang schienen die Hooligans des Ostens die Inkarnation des Bösen, die Verantwortlichen für Gewalt, Rassismus und Ausländerfeindlichkeit, dann natürlich die Skinheadszene, die, wie nicht nur die Springerpresse immer wieder propagiert, der „neue Name für Haß" sein soU.

Seit zwei Zehnjährige in Liverpool ein zweijähriges Kind töteten, stehen auch Kinder im Fadenkreuz der öffentlichen Aufmerksamkeit. Schlagzeilen der jüngsten Vergangenheit: „Wenn Kinder töten!" „Schüler strangulierten Vierzehnjährigen!" „Sie töten, quälen, rauben." Glaubt man den Presseberichten der letzten Monate, stehen wir am Abgrund. Folgerichtig orakelt der Heidelberger Ethnologe Hans Peter Duerr im Hamburger Wochenmagazin „Der Spiegel": „Das Zivilisierungsprogramm der Menschheit ist gescheitert. Das Gewissen hat versagt."

Wenn heute die Erwachsenengeneration angesichts der Umgangsformen ihres Nachwuchses in Panik verfällt und lauthals lamentiert, ist das keineswegs originell. *Jugend* ist eine Spezies, die seit Jahrzehnten mit Attributen wie

„gewalttätiger“, „verantwortungsloser“, „frecher“, „enthemmter“ und „gestörter“ geehrt wird. Und es stellt sich die Frage, weshalb die Gesellschaft bei der unaufhaltsamen moralischen Talfahrt nicht schon längst in Chaos und Anarchie versunken ist? Schlimm, schlimmer, am schlimmsten. Mit dem Begriffspaar „Jugend und Gewalt“ kann sich jedermann seine Version des gesellschaftlichen Untergangs des Abendlandes basteln.

Bei der kollektiven Geisterbeschwörung der monströsen, unberechenbaren und ständig zur Gewalt bereiten Jugend gerät in Vergessenheit, daß die Generation der heute Vierzehn- bis Fünfundzwanzig jährigen in ihrer Gesamtheit wahrscheinlich die friedfertigste ist, mit der wir es in diesem Jahrhundert je zu tun hatten. Im Gegensatz zur Jugendszene der zwanziger und dreißiger Jahre, die Ödön von Horváth in „Jugend ohne Gott“ und „Ein Kind unserer Zeit“ porträtiert, sind die heutigen Jugendlichen tolerante, zivile und mitfühlende Menschen.

Jugendliche - die schnellen Demokraten

Erinnert sei nur an das schnelle Engagement von Schülerinnen und Schülern in den Tagen des Golfkrieges, als sie zu Zigtausenden unter dem Motto „Kein Blut für Öl!“ demonstrierten. Oder an die zahlreichen Schülerdemonstrationen gegen Fremdenhaß und rassistische Gewalt - lange bevor ihre Eltern sich in eine der unzähligen Lichterketten einreiheten -, die aber nur ein geringes Medienecho fanden. Wir haben es heute mit einer Jugend zu tun, die engagierter, humaner und ziviler ist als die meisten Vorgängergenerationen in diesem Jahrhundert.

Vergessen wird bei der voyeuristischen Debatte um die Gewaltverhältnisse ebenfalls, daß die bundesdeutsche Gesellschaft in den zurückliegenden Jahrzehnten ungeahnte Sensibilitäten selbst gegenüber den „privatesten“ und „tabuisiertesten“ Formen der körperlichen Gewalt entwickelt hat. Kein Täter kann sich mehr darauf berufen, Gewalt in der Partnerschaft, in der Ehe, gegenüber Kindern oder gegenüber wirtschaftlich Abhängigen und Untergebenen sei seine Privatangelegenheit. Ein Blick zurück in die inzwischen wieder als Hort der Glückseligkeit gehandelten fünfziger und sechziger Jahre, in denen die meisten Bundesbürger bei dem Thema Vergewaltigung in der Ehe nur mit den Achseln zuckten, die Kinder in den Schulen noch ungehemmt von „Pädagogen“ verprügelt wurden, und geoutete Schwule mit der ganzen Wucht des Volkszornes rechnen mußten, zeigt den Zivilisierungsgrad der heutigen Gesellschaft. Aggressivität und körperliche Züchtigung sind verpönt. Um so hilfloser und erschreckter reagiert die Gesellschaft folgerichtig immer dann, wenn körperliche Gewalt unverblümt ausgeübt wird.

Trotz erfolgreichem Zurückdrängen der Gewalt aus dem Alltagsleben lebt offensichtlich ein archaisches Bedürfnis nach Spannung, Aggressionen, blutigen Nasen und körperlichen Auseinandersetzungen weiter. Ganze Industriezweige leben davon. Die Popularität von Catch- und Boxveranstaltungen, die überfüllten Kampfsportschulen, die steigende Nachfrage nach Adventure-

Urlaub und Körpererfahrungskursen sind Beweis genug. Ganz zu schweigen von der viel gescholtenen Gewaltdarstellung im Fernsehen, die zwar jedem Mann lauthals verurteilt, kaum aber jemand missen möchte. Reality TV-Shows sind zwar auch nicht immer nach unserem Geschmack, allerdings ziehen wir sie einer Rückkehr der schwarzen Pädagogik vor.

Daß sich bei allen Erfolgen der Befriedung der Gesellschaft eine nicht unerhebliche Zahl vor allem junger Männer gleichzeitig weigert, sich mit kommerzialisiertem Nervenkitzel aus zweiter Hand, mit der Unterdrückung atavistischer Triebregungen zufrieden zu geben, wäre zunächst kein Grund zur Panik. Wenn Jugendliche und Heranwachsende etwas auszeichnet, dann ist es ihre unaufhörliche Suche nach dem „Authentischen“ und „Echten“. Und das „echte“, „reine“ und „unverfälschte“ Leben, den Kick, kann man eben nicht nur im Bioladen, auf der Trekkingtour durch Nepal oder dem Survivaltraining in Alaska finden, sondern auch in den Straßen Hamburgs, Berlins oder Dresdens. Beim Kampf Mann gegen Mann. Aber wo gibt es heute die Möglichkeit, die Anteile des aggressiven Schweinehundes auszuleben, ohne daß die moralische Mehrheit gleich mit erhobenem Zeigefinger danebensteht? Warum nur glauben die Erwachsenen, unter allen Umständen eingreifen zu müssen, wenn sich Halbstarke die Nase platt hauen wollen? Warum bietet man - um es überspitzt zu formulieren - etwa den Fußballhooligans nicht allwöchentlich die Fußgängerzonen zum Städtekampf an, damit Tom den Adrenalinstoß bekommt, den er nach einer langweiligen Arbeitswoche braucht: „Sicher zittern einem vorher die Knie. Man ist aufgeregt und geht in ner Viertelstunde dreimal pinkeln. Das ist es, was irgendwo den Reiz ausmacht: die Angst zu überwinden.“ Was spricht dagegen, wenn sich gegnerische Fans, die nicht nur freiwillig die Konfrontation suchen, sondern sie häufig sogar verabreden, wechselseitig die Nase blutig schlagen?

Die eindeutige Verurteilung körperlicher Gewalt geht einher mit einer großen Hilflosigkeit gegenüber strukturellen Formen der Gewalt. Analysen der Wechselwirkungen zwischen strukturellen Vorgaben der Erwachsenenwelt und der Gewaltbereitschaft eines Teiles der Jugend sind unpopulär. Bei vielen Diskussionen drängt sich der Eindruck auf, daß die Mehrheit der Erwachsenen längst jegliche Hoffnung aufgegeben hat, jemals noch grundlegend in gesellschaftliche Entwicklungsprozesse einzugreifen. Das mag mit eine Ursache dafür sein, weshalb sie sich dann um so ausgiebiger und voyeuristischer den phänomenologischen Ebenen der Gewalt widmet.

Das Revier

Dem verbreiteten Kulturpessimismus soll kein Zweckoptimismus entgegengesetzt werden: In der Bundesrepublik gibt es eine wachsende Gewaltbereitschaft - allerdings nicht erst seit dem Fall der Mauer. Schon seit Beginn der achtziger Jahre tauchen in Westdeutschland verstärkt Jugendchiquen auf, zu deren Selbstverständnis Gewalt, Waffen und stilisierte Härte gehören. Sie unterscheiden sich allerdings von den Halbstarcken- und Rockercliquen der

fünfziger und sechziger Jahre zunächst nur durch ihr verändertes modisches Outfit. Tatsächlich scheint es sogar eine Art Grundmuster zu geben, das alle jugendlichen Cliques und Gangs, zu deren Verhaltenskodex auch die Anwendung von Gewalt gehört, quer durch die Jahrzehnte eint: Verteidigt wird das eigene Revier, die einmal gewonnene Dominanz, die man gleichzeitig ausweiten möchte, zurückgedrängt werden als feindlich oder bedrohlich empfundene Einflüsse. All das muß noch nicht problematisch sein, sondern kann den grauen Alltag mit Würze versehen. Entscheidend für die Bewertung solcher „stammesähnlichen“ Gruppenauseinandersetzungen ist allerdings die Art der Bewaffnung, die Intensität, mit der Gewalt ausgeübt wird, und die Frage, wer die „Anderen“, die „Eindringlinge“ und damit die „Feinde“ sind. Problematisch werden die Auseinandersetzungen rivalisierender Jugendgruppen immer dann, wenn Opfergruppen gewählt werden, die aufgrund ihres Minderheitenstatus zu Prügelknaben gemacht werden, oder Personen in die Auseinandersetzungen gezogen werden, die dies nicht wollen.

Wie beliebig die Opferwahl sein kann, beschreibt bereits der Autor der Skinheadbibel „Spirit of '69“, George Marshall, für die Anfangsjahre des Skinheadkultes Ende der sechziger Jahre: „Jeder, der nicht in dein Weltbild paßte, konnte als legitimes Ziel eines Skinheadübergriffes dienen. Das meinte wirklich jeder. Von rivalisierenden Gangs bis zu einer verlorenen Seele, die am richtigen Platz zum falschen Zeitpunkt war. In Kasernenstädten wurde das Verprügeln von Rekruten bevorzugt. In Universitätsstädten bekamen die Studenten ihr Fett ab. Und so ging das weiter, Schwule und jedermann, der etwas exotisch aussah, waren in den meisten Gebieten Opfer (...).“

Die Gewalt, die heute am meisten Aufsehen erregt, ist die gegen Ausländer. „Hartes“ Zahlenmaterial untermauert die These, auch hier handele es sich in erster Linie um ein Jugendproblem. 80 Prozent der Haßverbrechen des Jahres 1992 sollen auf das Konto von jungen Männern unter 21 Jahren gehen. Wie praktisch für die bundesdeutsche Gesellschaft. Ein auf das Begriffspaar „Jugend und Gewalt“ reduzierter Rechtsradikalismus hat nichts mehr mit dem normalen gesellschaftlichen Alltag der Bundesrepublik zu tun. Rassistische Gewalt erwächst in der Folge nicht mehr aus dem Kern der Gesellschaft, sondern wird zu einer Erscheinung, der der Ruf anhaftet, sie sei etwas Pubertäres, etwas, das sich im Verlaufe des Erwachsenwerdens quasi naturwüchsig auswächst. Vor allem nach Hoyerswerda und Rostock konnte man so gegenüber einer internationalen Öffentlichkeit, die zunehmend unbequeme Fragen Richtung Deutschland stellte, darauf verweisen, daß die Gesellschaft „ausländerfreundlich ist und bleibt“ (Helmut Kohl) und die rechtsextremistisch motivierten Übergriffe nur von einer zahlenmäßig kleinen, gewalttätigen Minderheit verübt würden.

Billiger Antifaschismus

Das öffentliche Interesse richtete sich seit 1990 verstärkt Richtung Skinheads. Die jugendliche Subkultur, die zunächst überhaupt nichts mit Rechts-

radikalismus zu tun hat, wurde zum Synonym für Neonazismus und Rechtsradikalismus. Die rüden Jungs, zu deren Selbstverständnis seit ihrem Auftauchen in England in den sechziger Jahren der Straßenkampf gehört hat, gelten als die Inkarnation des Bösen. Eine Berliner Boulevardzeitung fragte angesichts brennender Flüchtlingswohnheime: „Skinheads - Neuer Name für Haß?“ Es gibt eine Korrelation zwischen dem Rechtsruck der politischen Eliten, der Zunahme von Haßverbrechen und der vermehrten Vermeidung von Gruselgeschichten über die Verderblichkeit von Skinheads.

Zwei Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit: „Skins schnitten Polen die Zunge ab!“ Mit dieser Schlagzeile entsetzten Zeitungen die Bürger Berlins. Eine Welle der Empörung über diese kahlköpfigen „Unmenschen“ war das Ergebnis. Die weiteren Ermittlungen ließen diese Anschuldigung zwar sehr schnell in sich zusammenfallen, sie führten in das undurchdringbare Gestrüpp der organisierten internationalen Kriminalität, aber das Bild des kahlköpfigen Monsters schien einmal mehr bestätigt. Kurz nach diesem Vorfall erschien erneut eine schockierende Meldung: „Skinheads entführten Baby.“ Eine verzweifelte Mutter berichtete der Polizei und der Presse, wie brutal ihr das Kind entrissen wurde. Ein paar Tage später wurde das Baby gefunden - ertränkt in einem Bach. Kurz darauf der Täter - es war die Mutter. Um ihr Verbrechen zu vertuschen, griff sie auf die Gruppe zurück, die in den Medien augenblicklich als der innenpolitische Feind schlechthin gehandelt wird. Beide Fälle zeigen, wie die öffentliche Darstellung einer auffälligen Subkultur dazu führt, daß sie sich schließlich zu einem allgegenwärtigen Phantom entwickelt.

Skinheads werden in der Bundesrepublik inzwischen nicht nur zur Verschleierung von Verbrechen mißbraucht, sondern vor allem für politische Schuldzuweisungen. Mit der Aufmerksamkeit, die den „Glatzen“ geschenkt wird, lassen sich historische Kontinuitäten des Rassismus im neuen Deutschland ausblenden. Mit der Propagierung des Feindbildes Skinheads werden die Kausalzusammenhänge zwischen einer Gesellschaft, die wachsende Randgruppen produziert, und der eskalierenden Gewalt verdeckt. Auch die unbequeme Frage, weshalb sich der Protest gegen gesellschaftliche Marginalisierung rechts artikuliert, muß bei einer auf Skinheads reduzierten rassistischen Gewalt nicht mehr beantwortet werden. So billig wie mit dem Feinbild Skinheads war eine aufrechte antifaschistische Position schon lange nicht mehr zu haben.

Ihre Radikalität und provokative Häßlichkeit macht sie zum begehrten Objekt unterschiedlicher Protagonisten. Gnadenlos wird auch die letzte Nazi-„Glatze“ im verlorensten Provinznest Mecklenburg-Vorpommerns aufgestöbert, vor die Fernsehkamera gezerzt, damit sie ihr Statement zu Ausländern und „Scheinasylanten“ abgibt. Und selten werden die Erwartungen des Publikums enttäuscht. Nichts ist leichter, als sich von der Totschlagmentalität dieser besoffenen Jugendbullen zu distanzieren, wengleich ihre Argumentationen denen parlamentarischer Grundsatzreden gleichen. Mit einem leichten Schauern im Nacken kann sich der Bürger wieder gemütlich in den Fernseh-

sessel zurücklehnen, jegliche Geistesverwandtschaft weit von sich weisen und wahlweise dem Ruf nach polizeilicher Aufrüstung oder sozialarbeiterischer Intervention zustimmen. Zu allerletzt kommt er auf den Gedanken, daß er selbst Teil des Problems ist.

Gerade für die Medien erfüllen Skinheads höchste visuelle Ansprüche, wenn sie über Rassismus und Ausländerfeindlichkeit berichten. Doc Martens, Kurzhaarschnitt und Bomberjacke machen natürlich mehr her, als der solargebräunte Versicherungsvertreter, der in seinem Audi 80 nochmals Gas gibt, wenn vor ihm ein Schwarzer die Straße überquert. Ein auf Skinheads und jugendliche Radaubröder reduzierter Rechtsradikalismus erspart der Gesellschaft gleichzeitig die unangenehme Analyse, inwieweit struktureller Rassismus, eine zum Beispiel im Grundgesetz festgeschriebene Ungleichheitsideologie für die beklagte Entwicklung verantwortlich ist.

Spieglein an der Wand ...

Allzu oft blendet die Berichterstattung und Diskussion um das Begriffspaar „Jugend und Gewalt“ aus, daß die beklagten Ereignisse auch zwingendes und logisches Resultat einer genußsüchtigen und unsolidarischen Gesellschaft sind. Einer Gesellschaft, die sich hartnäckig vor ihrer sozialen Verantwortung drückt und um den Preis des eigenen sozio-ökologischen Untergangs ihr Heil im erweiterten Konsum sucht und den ökonomischen Erfolg zur allgültigen Lebensmaxime erhebt.

Eine Gesellschaft, die sich trotz immensen Reichtums den Luxus erlaubt, mehr als 15 Millionen Menschen ins soziale Abseits zu schieben, darf sich nicht wundern, wenn die Gewaltbereitschaft wächst. Im geeinten Deutschland leben heute bereits fünf Millionen Sozialhilfeempfänger, weitere fünf Millionen sind offiziell arbeitslos, und fünf Millionen Einwanderern werden elementare Grund- und Bürgerrechte vorenthalten.

Aggressivität ist immer auch ein Akt individueller, mentaler Hygiene. Wut kann befreiend sein, ein Anstoß, die eigenen bedrückenden Lebensverhältnisse zu verändern. Auch wenn es provokativ und zynisch klingen mag: Gewalttätige Jugendliche haben sich ein Stück gesunden Lebenswillen erhalten. Beunruhigender ist die Mehrheit junger Menschen, die sich gar nicht zu Wort melden, von denen niemand so recht weiß, was sie denken, die ihren Frust in sich hineinfressen oder ihre Gefühle durch stundenlangen Videokonsum abtöten. Entscheidend ist allerdings, wer das Ziel dieser Aggressionsausbrüche ist. Seit der Wende im Westen, der Bonner Wende von 1982, häufen sich alarmierende Zeichen: Viele Heranwachsende richten ihre Wut nicht mehr gegen die Personen und Institutionen, die für die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Mißstände verantwortlich sind. Anders als in den Sechzigern und Siebzigern laufen sie beispielsweise nicht mehr gegen die Symbole und Einrichtungen der Atomwirtschaft Sturm, nicht mehr gegen die Verantwortlichen der Wohnungsbaupolitik, sondern wählen ethnische und soziale

Minderheiten als Prügelknaben. Und im Osten haben viele mit dem Untergang von SED und Stasi und dem Verschwinden der Apparatschiks die alten Feindbilder verloren. In dieser Situation greifen sie den Sündenbock auf, über den die Parlamente diskutieren und ihnen geradezu aufdrängen: die „Asylanten“. Die Bundesbürger in Ost und West haben es verlernt, die Verantwortlichen ihrer psychischen und physischen Probleme zu erkennen und sich gegen diese zur Wehr zu setzen. Es ist nicht zuletzt Ergebnis einer Politik, die auf Ethnisierung anstatt auf Solidarisierung setzt.

Ethnisierung der Jugendszene

Die heute 14- bis 24jährigen des Westens sind in einem gesellschaftspolitischen Klima aufgewachsen, daß die ethnische Differenz der bundesdeutschen Gesellschaft betont und teilweise erst erzeugt hat. Als Anfang der achtziger Jahre die Altbundesrepublik in ernste ökonomische Schwierigkeiten geriet - die Arbeitslosigkeit überschritt die Zwei-Millionen-Grenze, Jugendarbeitslosigkeit und Automatisierung der Produktion verunsicherten die Bevölkerung - verstärkten konservative Politiker in der Bevölkerung bestehende Ressentiments gegenüber den Zuwanderern. Fremdenfeindlichkeit wurde seitdem „erfolgreich“ als Instrument des politischen Krisenmanagements eingesetzt.

1982 versprach die CDU/CSU im Wendewahlkampf: „Wir werden die Zahl der Arbeitslosen halbieren und die Zahl der Einwanderer erheblich reduzieren.“ In der Folgezeit gewann das Bild „Die Türken sind unser Unglück“ an Konturen. Innenminister Zimmermann im Frühjahr 1983: „Ein friedliches Zusammenleben wird es nur geben, wenn die Zahl der größten Einwanderergruppe, die Türken, sich erheblich reduziert.“ Den Worten folgten Taten. „Rückkehrprämien“, Erschweren der Familienzusammenführung, die Warnung bundesdeutscher Professoren von einer „durchrassten Gesellschaft“ (Heidelberger Manifest), die Beschreibung in Deutschland lebender Ausländer als „AusländerproWem“ erreichten die Politik der Straße. „Türkenwitze“, die den Einwanderern das gleiche Schicksal wie den Juden prophezeiten, machten ebenso die Runde wie etwa das Graffiti „Keine deutschen Frauen für Türken“. Der parlamentarische und akademische Rassismus war auf der Straße so erfolgreich, daß in den achtziger und neunziger Jahren kaum ein Wahlkampf geführt wurde, der nicht wechselnde Gruppen von Ausländern als Verursacher gesellschaftlicher Probleme thematisierte.

Das Spiel auf der rassistischen Klaviatur hatte fatale Rückwirkungen auf die Jugendgeneration der Bundesrepublik. Just zu einem Zeitpunkt, als sich die demographische Zusammensetzung der Generation aufgrund der Zuwanderung gegenüber den zurückliegenden Jahrzehnten entscheidend verändert hatte - die bundesdeutsche Jugend war nicht mehr per se „teutonisch“ -, wurde die Ungleichheit betont. Anstatt die Herausforderungen einer multikulturellen Gesellschaft anzunehmen und eine neue großstädtische Erziehung zu entwickeln, die das Gemeinsame und Verbindende der Jugendgeneration betonte, setzten vor allem konservative, deutschtümelnde Kräfte quer durch

alle Parteien auf Segmentierung. Die Folge: Eine Generation wuchs heran, unfähig, sich als gemeinsamen Nachwuchs dieser Gesellschaft zu begreifen, die sich eine gemeinsame Grundlage künftigen Zusammenlebens erarbeiten muß. Wenig wurde getan, um die unterschiedlichen biographischen Hintergründe in ein gemeinsames Zukunftsprojekt zu übersetzen, an deren Ende die Auflösung des völkischen Begriffs des Deutschseins steht. Zurück blieb eine erschreckende Sprachlosigkeit zwischen den sich ausdifferenzierenden Milieus in der Republik. Eine Generation wuchs heran, die auf keine tragfähigen interkulturelle Kommunikationsformen zurückgreifen kann. Mehr noch: Allzu häufig wird sie beim Kampf um die knappen Ressourcen auf dem Bildungs- und Ausbildungsbereich und auf dem Wohnungsmarkt entlang ethnischer Grenzziehungen auf einandergehetzt.

„Von Gewalt halt ich nicht viel, aber mit Gewalt erreichst du eine ganze Menge“, dieser Titel einer Videodokumentation über das Leben von Jugendlichen in Berlin-Marzahn ist programmatisch. Auch im „nahen Osten“ lernt eine ganze Generation, daß ihre Interessen, ihre Würde wenig gelten, die Politstrategen erst auf Forderungen reagieren, wenn Rabatz droht. Ihre Wut richtet sich dabei keinesweg nur gegen Minderheiten. Es häufen sich in diesen Tagen die Meldungen über militante Auseinandersetzungen Jugendlicher, die verhindern wollen, daß ihre Clubs geschlossen werden.